Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 197

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RHEINTAL

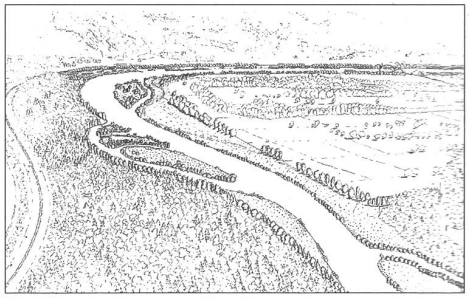
Axpos Ladenhüter

Seit einem halben Jahrhundert geben Kraftwerk-Projekte im Rheintal zu reden. Vor allem wenn sie die Lebensader des Tals betreffen, werfen sie hohe Wellen. Egal, ob thermisches Kraftwerk in den sechziger Jahren, Atom in den Siebzigern oder Flusskraftwerke in den Achtzigern: Jedes Mal war die Opposition so gross, dass die Projekte in den tiefsten Archivschubladen verschwanden. Bei jedem – und das ist ein echtes Phänomen, weil es sonst in fast keinem Bereich passiert – fanden sich grenzüberschreitend Leute zusammen, um gemeinsam dagegen zu kämpfen. Das ging so weit, dass sich an einzelnen Kundgebungen mehrere tausend Leute eingefunden hatten.

Hat man das alles vergessen? Will man auf der Welle der CO_2-Reduktion die vermeintliche Gunst der Stunde nutzen? Oder lässt man einfach einen Versuchsballon steigen? Diese Fragen stellten sich, als kürzlich bekannt wurde, dass der Schweizer Stromgigant Axpo AG zusammen mit der Liechtensteinischen Kraftwerke AG die Projektskizze «Wasserkraftnutzung am Alpenrhein zwischen Landquart und Illmündung» erstellen liess. Gleich an mehreren Stellen soll der Rhein gestaut werden, um elektrischen Strom zu produzieren.

Gleichzeitig gibt es in Vorarlberg weitere Kraftwerkspläne: Bei der Mündung der Ill in den Rhein plant die Stadt Feldkirch ein Kraftwerk. Bei beiden Projekten gibt es harsche Kritik sowohl von Umweltverbänden wie auch von den Fischern. Einerseits wird kritisiert, dass die Auswirkungen auf das Grundwasser nicht berücksichtigt werden. Das ist von zentraler Bedeutung, weil der Rhein die riesigen Grundwasservorkommen speist. Anderseits befürchten die Fischer, dass die Lebensbedingungen für die Fische im Rhein zusätzlich verschlimmert werden.

Die Projekte lösen weit über die Kreise der Fischer und der Ökologie-Interessierten hinaus Kopfschütteln aus. Dies auch deswegen, weil die Diskussionen der letzten Jahre in die entgegengesetzte Richtung gegangen sind. Nämlich, dass der Alpenrhein zwischen Landquart und Bodensee ökologisch und landschaftlich aufgewertet werden soll. Dass dem Fluss wenigstens ein Teil seiner ursprünglichen Natur zurückgegeben werden soll und dass der Fluss als Lebensader des ganzen Tales für die Bevölkerung wieder erlebbar gemacht werden soll.



Das Gegenteil der Axpo-Pläne: Skizze eines renaturierten Rheins. Bild: Franco Schlegel

Die Aufwertung und Ausweitung des heute zwischen Dämme gezwängten Flusses dient nicht nur der ökologischen und landschaftlichen Aufwertung, sondern soll auch zur Verbesserung der Hochwassersicherheit beitragen. Vor diesem Hintergrund vermitteln die aktuellen Staupläne das Bild eines verstaubten Ladenhüters. Die Gründe, die dagegen sprechen, sind die gleichen wie in den achtziger Jahren. Die damals aktiven Organisationen wie etwa die «Vereinigung zum Schutz des Rheins» sind schnell wieder aktiviert. Die ersten Reaktionen zeigen, dass der Widerstand noch grösser sein wird. Denn unterdessen haben die Pläne einer Renaturierung und Aufwertung des Rheins nicht nur klare Formen angenommen, sondern auch eine Notwendigkeit erhalten – dies vor allem unter dem Aspekt des Hochwasserschutzes, der als Folge der Klimaerwärmung in den nächsten Jahren immer wichtiger wird.

MEINRAD GSCHWEND, 1958,
ist freier Journalist in Altstätten und politisiert für die Grünen im St.Galler Kantonsrat.

APPENZELL

Der Bö aus Heiden

Der Direktor der «National-Zeitung» schüttelte den Kopf, nachdem ihm Bö vorgestellt worden war und er diesen von oben bis unten gemustert hatte: «Ich habe gedacht, sie seien eine Karikatur.» Beim Bö googeln gibt es auf der ersten, zweiten und dritten Seite keinen Treffer zum Karikaturisten, Texter und von 1927 bis 1962 «Nebelspalter»-Redaktor Carl Böckli (1889–1970). Wikipedia sagt: «Eine Bö ist eine heftige Luftbewegung (Windstoss) von kurzer Dauer.»

Höchste Zeit, Bö kennen zu lernen. Manchmal müssen Menschen vierzig Jahre tot sein, um wiedergeboren zu werden. Am 4. Dezember 1970 ist Bö in Nebel und Regen von einem Auto überfahren worden – vor einer seiner Stammbeizen in seinem langjährigen Wohnort Heiden.

Am 4. Dezember 2010 erzählten Robert Dietz Senior, René Sonderegger, Liesel Wälde und Hansjörg Züst in einer Gesprächsrunde mit Gemeindeschreiber Werner Meier im Kursaal Heiden von ihren persönlichen Erlebnissen mit

Bö zeichnete und schrieb lieber, anstatt zu reden. Bild: Nebelspalter

dem, der zeit seines Lebens betonte, er könne nicht reden und würde deshalb zeichnen und schreiben. Die Herren waren Mitglieder des Bö-Kegelclubs und «Lieseli», die die Serviertochter von «Herrn Bö». Als sie einst für eine Saison Heiden verliess, widmete Bö seiner Freundin ein rührendes Gedicht. Eine Liebeserklärung an die gute Seele, die ihm so zuverlässig jahrelang Pfiff um Pfiff, Veltliner um Veltliner gebracht hatte bei Aeschbachers im Freihof.

Ein Fernsehbeitrag von Eduard Stäuble zeigte Bö ein Jahr vor seinem Tod, in allen seinen Facetten: Umhüllt vom Stumpenrauch, beim Stopfen einer Backpfeife, vor einem Glas Roten, wie er seinen kleinen Mund bewegt und Druckreifes formt. Seine Sätze sind kurz, die Augen wach, sein Humor nicht ohne Weiteres für die Fernsehcrew verständlich. Seine Kegelclubfreunde wissen, dass er, nach dem grössten Schweizer gefragt, Albert Schweitzer genannt hatte. Die Sequenz wurde im Film nicht gezeigt. Bö ärgerte sich darüber, dass seine Pointe nicht verstanden worden war. – Im Juni 1957 grüsste er Robert Dietz, der für die Einweihung des Kursaals Heiden die Gartenarbeiten besorgte und vom Schnee überrascht worden war, mit «Alles Gute zum Neuen Jahr».

So war er. So war er, der mit «So simmer» Herr und Frau Schweizer in einem unverwechselbaren «allemand fédéral» in Szene gesetzt hatte – in manchem nach wie vor aktuell, lesenswert und bedenkenswert für uns Heutige. So war er, der als Kulturschaffender gegen rote und braune Fäuste, gegen den Opportunismus jeglicher Couleur ankarikierte und -schrieb – in manchem nach wie vor aktuell, lesenswert und bedenkenswert für uns Heutige. Vielem stimme ich nickend, manchmal schmunzelnd zu. Bei seinem rückwärtsgerichteten Urteil

über die moderne Kunst, die kein Können mehr zeige, sondern Scharlatanerie sei, bin ich anderer Meinung.

Das Museum Heiden widmet Bö bis September eine Doppelausstellung, in der, neben Biografischem, Bös Karikaturen aktuellen Cartoons gegenübergestellt sind. Fahren Sie hin, lernen Sie den Ostschweizer Wilhelm Busch kennen. Es lohnt sich.

HEIDI EISENHUT, 1976,
Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

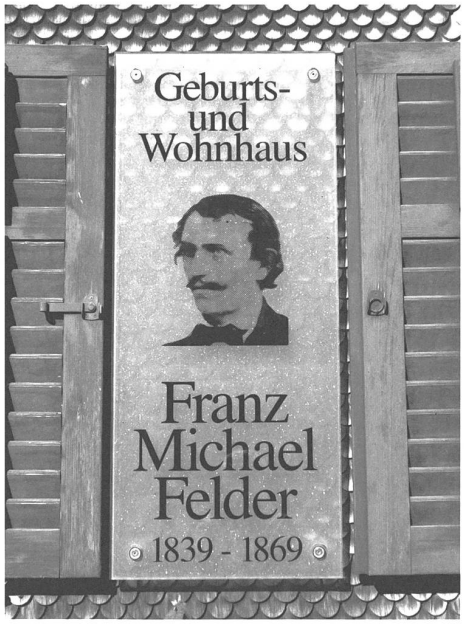
VORARLBERG

Ein Maurer ohne Schurz

Die Jahresgabe 2010 des Franz-Michael-Felder-Vereins für seine Mitglieder ist ein bei Böhlau erschienenes, von Ulrike Längle und Jürgen Thaler herausgegebenes Buch: «Franz Michael Felder (1839–1869). Aspekte des literarischen Werkes». Es beschäftigt sich in neun Aufsätzen mit dem Bregenzerwälder Bauer F. M. Felder als Schriftsteller, weil in der Felder-Literatur nur zu oft seine Rolle als Sozialreformer und Politiker im Vordergrund steht und den Literaten eher verdeckt.

Der Aufsatz von Ulrike Längle, der Leiterin des Franz-Michael-Felder-Archivs in Bregenz, beschäftigt sich ausführlich mit der Frage, ob Felder Freimaurer gewesen sei. Dieser Vorwurf wurde ihm vor allem von seinem klerikalen Widerpart, dem Pfarrer Rüscher, einem Dunkelmann der übelsten Sorte, mehrfach gemacht. Das bedeutete zu jener Zeit und in jenem Umfeld Lebensgefahr für den Schriftsteller, da die Bauern durchaus noch bereit waren zu glauben, dass Freimaurer mit dem Teufel im Bunde stünden.

Längle sichtet die Fakten und kommt zum Schluss, dass Felder zwar dem Gedankengebäude der Freimaurerei (nebst anderem Glaubens-, Gewissens- und Meinungsfreiheit) nahegestanden habe, aber selbst kein Logenbruder war. Er sei ein «Maurer ohne Schurz» gewesen, also jemand, der nach dem freimaurerischen Konzept lebte, aber keiner Loge angehörte. Arnulf Häfele, einer der Kolumnisten der «Vorarlberger Nachrichten», kommentierte das so: «Da wäre ich mir nicht so ganz sicher, ob nicht doch noch ein Logenverzeichnis mit Felders Namen auftaucht. Gedanklich war er sicher einer. Und das genügt ja wohl für manche Bregenzerwälder, dass sie jetzt seine Werke aus dem Haus tragen und den Bücherkasten neu benedizieren lassen.»



Er soll ein Freimaurer gewesen sein. Bild: pd

Der Spott über die Rückständigkeit «mancher Bregenzerwälder» ist vielleicht deswegen nicht ganz angebracht, weil die Bestsellererfolge von amerikanischen Schundromanen über die Illuminaten und andere Freimaurerlogen (aber nicht über die reale «Propaganda Due», die Loge von Berlusconi und sonstigen italienischen und vatikanischen Gangstern) gezeigt haben, dass immer noch weite (und leider nicht nur bildungsferne) Kreise der Bevölkerung bereit sind, jeden Unsinn über das Freimaurertum zu glauben.

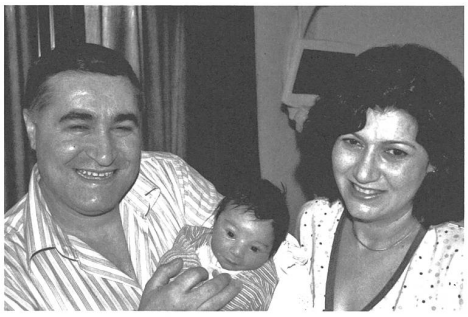
Selbst wenn Felders Name doch noch in einem Logenverzeichnis auftauchen sollte, würde das ja kaum etwas an der Felder-Rezeption ändern. Es gibt zwar zumindest derzeit keinen Beleg dafür, dass Felder Logenmitglied gewesen wäre, aber andererseits doch Hinweise, dass das nicht der Fall war, nämlich in den Formulierungen, die Felder verwendete, wenn er auf dieses Thema zu sprechen kam. Felder hat in mehreren privaten Schreiben ironisch erwähnt, als was alles, er vom Pfarrer und dessen Anhängerschaft bezeichnet worden war. Zum Beispiel 1867 in einem Brief an Kaspar Moosbrugger: «Lebe wohl mit Gruss und Handschlag. Dein gottloser, deutschkatholischer, blutroter, hochmütiger, verführerischer, verkommener, eigensinniger, arbeitsscheuer, vom protestantischen Gelde sich mästender, auf Kosten der Seele berühmter, mit Freimaurern verbündeter, von der Gartenlaube gelabter und verzogener – und honorierter Freund und Schwager Felder.» Auch in den Briefen von tatsächlichen Freimaurern an Felder finden sich Formulierungen, die den Schluss zulassen, dass hier nicht ein Logenbruder an einen anderen, sondern ein Freimaurer an eine Person schreibt, die zwar Ansichten mit ihm teilt, aber eben nicht Logenmitglied ist.

Beweiskräftig sind solche Überlegungen zur Sprache natürlich nicht, aber 150 Jahre später ist es ziemlich gleichgültig, ob Felder ein Maurer mit oder ohne Schurz war. Er war jedenfalls ein Aufklärer (im wörtlichen, nicht im streng historischen Sinne) und ist damit bis heute eine Ausnahmeerscheinung im Vorarlberger Geisteswesen.

KURT BRACHARZ, 1947,
arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Said und Shereen


Vollkommenes Glück. Bild: Privatsammlung

Es hört sich wie eine Weihnachtsgeschichte an. Said Muhamed Amin flüchtet aus Kurdistan im Norden Iraks. Sie wollen ihn in den Krieg einziehen. Das war vor zwölf Jahren. Über ein Jahr ist er zu Fuss unterwegs, durch die Wüste, über Berge, bis in die Türkei. Auf der Flucht lernt Said eine kurdische Frau kennen – Shereen – verliebt sich in sie, aber verliert sie in der Türkei wieder aus den Augen. Saids Weg führt ihn weiter in die Schweiz, in das Asylzentrum Neckermühle. Elf Monate wartet er hier auf den Aufnahmeentscheid. Als ihn der Negativentscheid erreicht, legt Said Rekurs ein. Niemand glaubt ihm, dass er sich im Irak für das schwedische Rote Kreuz engagierte und unter dem Regime von Saddam Hussein als Verräter galt.

Saids glücklichster Tag ist, als sein Rekurs positiv beantwortet wird. Es ist der 17. April 2002. Nun möchte er sich so schnell als möglich integrieren und in einem gemeinnützigen Verein mitarbeiten. Aktiv setzt er sich für das «Projekt Mazedonienhilfe» ein und wir begegnen uns an einem Stand in Wattwil das erste Mal. Bald verbindet uns eine wunderbare Freundschaft und meine Familie nimmt ihn wie einen Bruder auf. Seine Art, mit den Menschen umzugehen, sein Engagement im Samariterverein und bei Amnesty International Toggenburg machen ihn zu einem beliebten Mann. Immer sucht er den Kontakt zu den Menschen, engagiert sich in den Schulen im Menschenrechtsunterricht, hat eine Stelle in der Küche im Spital Wattwil und eine Handelsschulausbildung abgeschlossen. Seine Liebe zu Shereen aber kann er nicht vergessen. Said will sie wiederfinden und beginnt im Internet nach ihr zu suchen. Schliesslich findet er sie in Kanada. Ein Jahr lang schreiben und telefonieren sie, während Said auf die Einreisebewilligung in Kanada wartet. An Weihnachten 2008 kann er endlich seine Shereen besuchen und sie heiraten traditionell kurdisch – im Frühling 2009 auch standesamtlich und mit vielen Freunden in der Schweiz. Das Glück der beiden wird am 1. Januar 2010 mit der Geburt von Söhnchen Darin besiegelt.

Ende März wandern sie zu dritt nach Kanada aus, um zukünftig in der Nähe von Shereens Familie zu leben. Sie brechen wieder in

SAMSTAG 22. JANUAR 2011

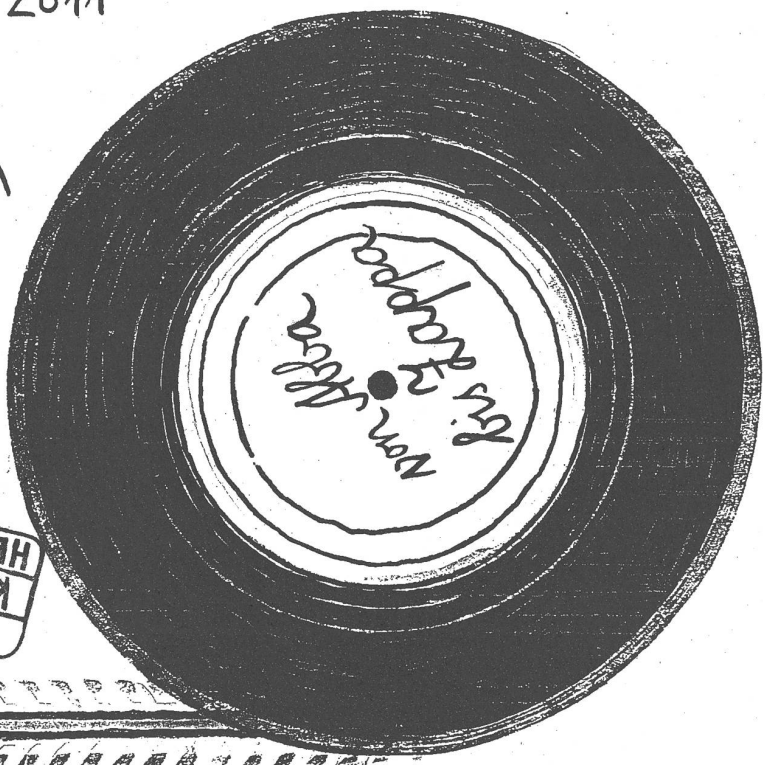
DISCO

VON ABBA BIS ZAPPA

AB 21.00 h

EINTRITT 10.- FR

IM ALTEN
ZEUGHAUS
HERISAU



eine neue Heimat auf, wieder ohne Wissen, wie es weitergeht, aber mit der Einstellung, dass alles gut wird.

Vor zwei Wochen schreibt mir Said und bittet mich, ihm ein Referenzschreiben für eine Jobbewerbung auszufüllen. Seine abschliessenden Worte berühren mich sehr und zeigen mir, dass das Toggenburg Menschen verwurzeln lässt. «Daniela, ich habe so Sehnsucht nach der Schweiz, nach dem Toggenburg, ich fühle mich nicht mehr als Kurde aus dem Irak, ich fühle mich wie ein Kind, das von seiner Mutter getrennt ist, und meine Mutter ist die Schweiz. Sag bitte allen Grüsse von mir (auch Toni Brunner, weil er ein Schweizer ist).» So denn: Ein glückliches neues Jahr.

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968,
Textildesignerin und umweltpolitisch Aktive.

WINTERTHUR

Der Boulevard und die Kunst

Mark Morrisroe inszenierte Körperlichkeit. Bild: pd

«Wenn Sie als Boulevard-Verleger nicht bereit sind, einfach wegzuhören, was andere Leute sagen, dann müssen Sie den Beruf wechseln», sagte der Boulevard-Verleger und Kunstsammler Michael Ringier in einem Interview in der Sendung Kulturplatz im November. Ein Nachsatz dazu könnte wie folgt lauten: In der Kunst hingegen ist ernsthafte Aufmerksamkeit von Vorteil.

Diese Ergänzung kommt daher, dass Ringier Fotografie und andere zeitgenössische Kunst sammelt und auch mithilft, diese der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, zurzeit mit einer umfassenden Ausstellung im Fotomuseum. Die gezeigten Arbeiten stammen von Mark Morrisroe, einem amerikanischen Künstler aus Boston («Saiten» hat im Dezember darüber berichtet). Die Sammlung Ringier hat den Nachlass Morrisroes 2004 gekauft und dem Fotomuseum übergeben. Die Werke gehen auf die Schwulen- und Dragszene in Boston und New York der späten siebziger und achtziger Jahre zurück. Teils sind sie im sogenannten «Sandwich»-Verfahren, durch das Übereinanderlegen von Schwarzweiss- und Farbabzügen, entstanden, was zu einem eigenartigen Eindruck von Alter und in den Konturen zu einem uneindeutigen Realismus führt.

Michael Ringier hat im erwähnten Interview auch erklärt, Kunst und Boulevard seien aufs Engste miteinander verbunden. Morrisroes Bilder seien Boulevard auf höchstem Niveau. Insofern es in beiden Fällen um ein Hinschauen geht, das in anderen Kontexten an Grenzen stossen würde, leuchtet dieser Vergleich ein. Darüber hinaus sind hier wie dort Legenden und Anekdoten für Nachruhm, Brisanz oder Nachfrage in hohem Masse von Belang. Weiter trägt die Analogie aber nicht.

Beständige Themen Morrisroes sind die Darstellung des Körpers und das Portrait. Diese beiden Zugriffe, einmal auf den Menschen, einmal auf die Person, sind in seinen Arbeiten kaum je auseinanderzuhalten. So zeichnen sich über eine inszenierte Körperlichkeit Konzepte der Identität ab; die Bilder versprechen Blicke auf die Entstehungszusammenhänge neuer Selbstverhältnisse. Und das eröffnet den banalen Unterschied zwischen Boulevard und Morrisroe: In Morrisroes Schaffen geht es stets um Selbstexposition; er setzte sich und seinesgleichen aufs Spiel, während der Boulevard aus sicherer Distanz andere ins Rennen schickt.

WENDELIN BRÜHWEILER, 1982,
ist Historiker und arbeitet beim «Radio Stadtfilter».

THURGAU

Frauenfeld fliegt hoch

Frauenfeld fühlt sich zu Höherem berufen und hebt ab. Nein, ich werde von der Stadt Frauenfeld keineswegs für als Kolumnen getarntes Marketing entlöhnt. Mir reicht es schon, gemäss Frauenfelder Gemeindeordnung als Gemeinderat meine Sitzungsgelder selber bestimmen zu können. Die Boni-Auszahlung wird wohl bald erfolgen. Und trotzdem: «Frauenfeld» hebt ab, nämlich der Swiss-Airbus A340, der Mitte Dezember im Klotener Schneetreiben auf ebendiesen Namen getauft wurde. Noch am Tauftag hob die knapp 64 Meter lange Maschine mit dem neuen Namen in Grossbuchstaben Richtung New York ab. Es war ein glattes Reisli des Gesamt-Stadtrates inklusive Gemeinderatspräsidentin, Stadtschreiber, Finanz-, Informations- und Standortförderungschef an den Flughafen. Vize-Ammann Dickenmann werweisste mit Stadtrat Müller und Stadtschreiber Limoncelli über mögliche Konsequenzen der Flugzeugtaufe bei Fluglärmgegnern, währenddessen Stadtammann Parolari den letzten Schluck des Tauf-Champagners für sich beanspruchte, um sich hernach in der First-Class probehalber zur Ruhe zu legen (oder: zu setzen).

Nach dem «Team Frauenfeld», das sich an den deutschsprachigen Slam-Meisterschaften 2003 in Darmstadt und Frankfurt sensationellerweise den dritten Platz erdichtet und «verhundsverlochet» hatte, hat Frauenfeld nun also einen neuen Botschafter in der weiten Welt. Wer hätte das gedacht, nachdem ein etwas kleineres Flugzeug noch zu Swissair-Zeiten «Frauenfeld» genannt wurde, später aber eine Umbenennung in «Piz Palü» stattfand. Ein noch kleineres Linienflugzeug soll auch einmal «Stählibuck» – Frauenfelds Stadtberg mit dem 25 Meter hohen Stahlturm – geheissen haben. Aber nun wurde «Matterhorn» zu «Frauenfeld». Und wenn alles gut geht, fliegt das sieben Jahre alte Flugzeug noch weitere fünfzehn Jahre um die Welt, jährlich etwa hundert Mal.

Frauenfeld kann aber auch in anderer Hinsicht glänzen und Botschafter versenden. So wird Stadtschreiber Limoncelli bei der baldigen Gesamterneuerungswahl des Bischofszeller Stadtrates voraussichtlich neuer Stadtammann werden. Die grossen Parteien hat der studierte Theologe auf jeden Fall hinter sich. Für Bischofszell ein Gewinn, für Frauenfeld ein Verlust. Oder ist die ganze Geschichte nur ein äusserst geschickter Parolari'scher Schachzug im Sinne einer nachhaltigen Frauenfelder Expansionspolitik? Andernorts, landauf und landab, mühen sich die politischen Gemeinden ab, für die Wahlen im Februar Kandidatenlisten präsentieren zu können. Denn da und dort treten langgediente und -bewährte Gemeindeammänner ab, die es einer Nachfolge nicht einfach machen. In Peter Spuhlers Wohngemeinde Warth-Weiningen – mit der Kartause und dem zweittiefsten Steuerfuss im Kanton – fehlen zum Beispiel noch zwei Kandidierende für die Gemeindebehörden. Der abtretende Ammann Max Arnold bedauerte in einem Interview in der «Thurgauer Zeitung», dass politische Ämter halt vielen fremd seien. Da müssten unkonventionelle Lösungen her für Warth-Weiningen. Zum Beispiel: Peter Spuhler und der abtretende Frauenfelder Vize-Ammann und SVP-Mann Werner Dickenmann – auch ein Verlust für Frauenfeld, weil er interessiert und integrativ war, zudem ein angenehmer Mensch – übernehmen hobbymässig die Sitze. Oder: Warth-Weiningen wird Herdern und dessen Frau Gemeindeammann Cornelia Komposch angeschlossen. Oder: Aus der Gruppe der Frauenfelder Bahnhof-Randständigen ermittelt ein Kader-Jobvermittlungsbüro für ein nicht unwesentliches Honorar ein paar gute Kandidierende. Auch wenn ein politisches Amt eine schwere Bürde ist, sind einige Sitzungen im Warmen auf jeden Fall angenehmer, als mit der nun auch in Frauenfeld aktiven Bahnpolizei Bekanntschaft zu machen.

MATHIAS FREI, 1980,
ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

Am falschen Ort gespart?
SAITEN -Werbung füllt die Reihen.
Auch online auf www.saiten.ch
Bild: Leo Bösing

Morbid und marod

Von 1933 bis 1935 wurde in Konstanz die «Bodensee-Kampfbahn» gebaut. Sie bot Platz für 40'000 Leute. Der Bau wartet auf eine neue Bestimmung.

von HOLGER REILE

Bild: pd

Für viele ist das Konstanzer Bodenseestadion «Deutschlands schönstgelegene Wettkampfstätte». Für andere eine «bauliche Erblast aus dunklen Zeiten». Anfang der neunziger Jahre stand die Sportarena kurz vor der Schliessung. Das Konstanzer Sport- und Bäderamt hielt die Sportanlage aus Sicherheitsgründen für «nicht mehr betreibbar». Als daraufhin die Sportvereine lauthals protestierten, entschloss sich die Stadt, wenigstens die Leichtathletik-Anlage zu sanieren. Ein moderner Kunststoffbelag wurde angelegt, die sanitären Anlagen etwas erneuert.

Doch der Konflikt ist grundsätzlicher Natur: Seit Jahren wird eine dringend nötige Totalrenovierung des alten Stadions gefordert, aber in Zeiten leerer Kassen ist dafür kein Geld vorhanden. «Wir wollen», sagt Frank Schädler vom Konstanzer Sportamt, «das Stadion so gut wie möglich erhalten, mehr ist nicht drin.» Die Nutzungsperspektiven sind eng gefasst. Da es nicht nur an einer Flutlichtanlage, grösseren Duschen, einem Catering-Bereich und Umkleidekabinen fehlt, wird es auch in Zukunft keine hochrangigen Meisterschaften im Stadion geben.

Erneut steht auch eine Sanierung der knapp 8000 Quadratmeter grossen Sportfläche an, die Kosten von knapp 400'000 Euro verursachen würde. Doch woher nehmen? Ab sofort soll sich eine Arbeitsgruppe darüber Gedanken machen, wie man das Stadion auch anders nutzen könnte. Die Vision von einem «Sport- und Freizeitpark» geistert durch die Köpfe. – Doch dabei wird es voraussichtlich auch bleiben.

«Macht- und würdevolle» Einweihung

Und so steht die Stadt vor einem Problem, das ihr der Grössenwahn der Nationalsozialisten hinterlassen hat. In der 1935 eingeweihten «Bodensee-Kampfbahn» hätte damals die gesamte Bevölkerung der Stadt Konstanz bequem Platz gefunden. Im September 1933 rückten die ersten Arbeiter ans Horn, wo sich zu jener Zeit noch eine öde Kiesgrube befand. Täglich erweiterten sie die Kiesgrube nach Norden. 550 Bäume wurden gefällt, 100'000 Kubikmeter Erde bewegt. Ab Mitte Dezember 1933 wurde in Doppelschicht gearbeitet. Die «Bodensee-Zeitung» feierte einen «Kampf gegen die Arbeitslosigkeit».

Der Ausbau der Bodensee-Kampfbahn selbst begann im Februar 1935. Zufahrtstrassen wurden angelegt, Parkplätze gebaut, die Tribünenmauer entstand, schliesslich das «Aufmarschtor» und die Kassenhäuschen. Am 15. Oktober 1935 war der zweite Bauabschnitt beendet. Von September 1933 bis zur Fertigstellung hatten täglich 125 Arbeiter «in Lohn und Brot gestanden» und «50'000 Tagewerke geleistet».

Schon lange bevor in der Bodensee-Kampfbahn der Fussballrasen wuchs, machte sich die Verwaltung Gedanken über eine «macht- und würdevolle Einweihung». Man wollte sich ja nicht blamieren und dem Rest der Welt eindrucksvoll zeigen, dass sich auch tief in der Provinz der Glaube an das «Tausendjährige Reich» manifestiert hatte.

Lieber baden gehen

Schalke 04, der damalige Deutsche Fussballmeister mit den legendären Fritz Szepan und Ernst Kuzorra, und Lausanne Sports, der Schweizer Titelträger, gaben ihre Zusage zum Eröffnungsspiel. Ein geschickter Schachzug, denn gerade aus der benachbarten Schweiz erhoffte man sich grossen Zulauf. Mehr noch: Der Gedanke, die Eidgenossen «heimzuholen ins Reich», spukte grenzübergreifend durch die braunen Köpfe. Der Tag der Einweihung, der 20. Oktober 1935, rückte näher. Hunderte von Einladungen wurden verschickt. Rudolf Hess und Joseph Goebbels sagten «bedauernd» ab. Wochen vorher hing schon überall in der Stadt der Aufruf der Verwaltung: «Durch Massenbesuch ein machtvolles Bekenntnis des Gemeinschaftssinnes abzulegen.» Und: «Bürger von Konstanz, folgt Eurer Führung.» Bei der Einweihung nahmen «Reichssportführer» von Tschammer-Osten und der badische Ministerpräsident Köhler auf der Ehrentribüne Platz. Hätte das Wetter mitgespielt, wäre die Zufriedenheit wohl vollkommen gewesen, aber es regnete in Strömen und statt der erhofften 35'000 kam gerade mal die Hälfte. Nach dem «Horst-Wessel-Lied» (vier Minuten) und der Schweizer Nationalhymne (drei Minuten), schickten Szepan und Kuzorra die Lausanner Sportsfreunde mit einer 4:1-Packung nach Hause.

Der Anfang war aber gemacht, weitere Grossveranstaltungen «im Sinne der vaterländischen Volksgesundheit» waren bereits in Planung. Länderspiele, Aufmärsche und Propagandaveranstaltungen – die Hiesigen träumten von einer vollen Kampfbahn. Doch daraus wurde nichts, die Kriegsgefahr wuchs, die Menschen hatten andere Sorgen. Im Juni 1937 war die Bodensee-Kampfbahn Austragungsort für die «Leistungsschau des Konstanzer Sports». Kaum 1000 Zuschauer verloren sich im Stadion: 28 Grad im Schatten, die Konstanzer zogen ein kühles Bad im nahegelegenen See vor.

Bei Kriegsausbruch erlahmte das Konstanzer Vereins- und Sportleben fast vollständig. Die meisten Sportler wurden an die Front geschickt und vergossen ihr Blut für «Führer und Volk». Es gab nur noch vereinzelt grössere Sportveranstaltungen. So traten die kärglichen Reste des FC Konstanz 1900 e.V. gegen die «Roten Jäger» aus Wiesbaden an. Eine Mannschaft, die gespickt war mit hohen Militärs und hinter der Front den Doppelpass übte. Mit zumindest sportlichem Erfolg: Die «Jäger» gewannen vor 1500 Zuschauern mit 7:0.

Kurzer Aufschwung

Nach dem Krieg stand das sportliche Treiben in der Kampfbahn wieder im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. 12'000 Zuschauer verfolgten das Endspiel der französischen Zonenmeisterschaft zwischen dem VfL Konstanz und dem FC Kaiserslautern. Der Pfälzer Club mit den Brüdern Otmar und Fritz Walter spielte die Konstanzer mit 12:2 und 8:4 an die Wand. Auch in den siebziger Jahren erlebte das Stadion noch einmal einen Zuschauerboom. Die DJK Konstanz klopfte heftig ans Tor zur zweiten Fussball-Bundesliga und bei Heimspielen pilgerten manchmal bis zu 10'000 Fans hinaus zum Stadion am Hörnle.

Doch diese Zeiten sind längst vorbei und wenn der Landesligist FC Konstanz vor heimischem Publikum auftritt, verlieren sich die wenigen Zuschauer in der riesigen Arena. Der Kassier begrüsst die Letzten der Treuen mit Handschlag, der Bratwurstgrill bleibt mangels Nachfrage des Öfteren kalt. Trostlosigkeit haftet den alten Steinquadern an. Nur im Sommer, wenn das jährliche Spektakel «Rock am See» ansteht, ist die alte Kampfbahn voll mit Musikfans aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Die grundsätzliche Frage bleibt: Was tun mit dem Kleinod am Bodensee, einem Stadion, das im Deutschen Sport-Taschenbuch 1989 noch mit einem Fassungsvermögen von rund 40'000 Zuschauern angegeben wurde? Achselzucken bei den Verantwortlichen: Kein Geld für eine grundlegende Renovierung, auch ein Abriss käme zu teuer. So nagt der Zahn der Zeit weiter an dieser historischen Stätte. ◆

Der Kurier und Kämpfer

Niklaus Wagner hatte eine bewegte politische Vergangenheit. Im Alter von 91 Jahren ist er gestorben.

von RALPH HUG

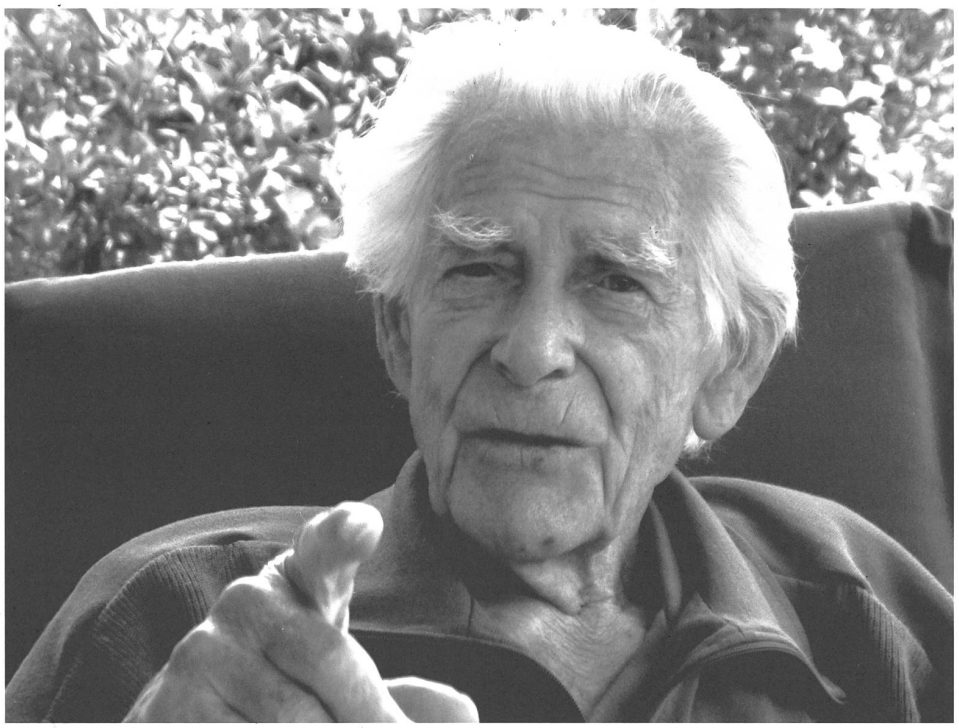


Bild: Ralph Hug

Als Hitler 1933 an die Macht kam, mussten viele Antifaschisten, Gewerkschafter und Linke vor dem zunehmenden Naziterror fliehen. Manche von ihnen flüchteten in die Schweiz und nicht wenige blieben vorübergehend in St.Gallen hängen. Hier bildete sich im Untergrund ab 1935 eine linke Emigrantenszene, die der Sozialist Paul Müller in seinem 1987 erschienenen Buch «Wir wollten die Welt verändern» eindrücklich festgehalten hat. In St.Gallen traf sich heimlich der Exil-Vorstand der SPD, und mit Franz Dahlem, Walter Ulbricht und Edo Fimmen waren Leute zugegen, die später in der kommunistischen Bewegung Karriere machten. Die Aktivitäten der Exilanten erfolgten allesamt verdeckt, da ihnen eine politische Betätigung untersagt war und bei Zuwiderhandlungen die Ausweisung drohte. Ohne den Support von einheimischen Nazi-Gegnern hätte dieses Netzwerk nicht funktionieren können. Zu diesen Unterstützern zählte die Familie Wagner, die im Linsebühl-Quartier wohnte. Niklaus Wagner senior war Textilarbeiter und Gewerkschaftsaktivist und hatte in Flawil den Grütliverein, den Vorläufer der SP, und die Textilgewerkschaft mitbegründet. Sein ältester Sohn Walter Wagner war Kommunist, wurde in Moskau an der Leninschule ausgebildet und kämpfte 1937 in den Internationalen Brigaden in Spanien gegen General Franco.

Auch Niklaus Wagner junior, der 1919 geboren wurde, betätigte sich bald politisch. Er trat der Sozialistischen Jugend bei, schwang am 1. Mai in St.Gallen die rote Fahne und spielte im antifaschistischen Widerstand eine wichtige Rolle. «Unsere Wohnung an der Linsebühlstrasse 51 war der Treffpunkt für Spanienfreiwillige und Emigranten auf der Flucht», erinnerte er sich in einem Interview aus dem Jahr 2004. Die Stube sei immer voller Leute gewesen, wöchentlich seien zwei bis drei neue angekommen. Es waren Freiwillige, die nach Spanien wollten und wegen den Verboten des Bundesrats heimlich durch die Schweiz geschleust werden mussten. Dies geschah auf einer von der Kommunistischen Internationalen (Komintern) eingerichteten Transitroute über Basel und Paris und Lyon. Hier fand Niklaus Wagner seine erste politische Aufgabe. Er begleitete die Spanienkämpfer aus Österreich, Polen und der Tschechoslowakei zum Hauptbahnhof und setzte sie in den Zug nach Basel. Dabei musste er auf die Spitzel der Politischen Polizei und des Vaterländischen Verbands achten, die ihnen stets auf den Fersen waren. «Ich hasste die beiden Fahnder Weder und Graf, die immer hinter uns herspionierten und uns schikanierten», so Wagner. Mehr als einmal hatte er nächtliche Razzien der Stadtpolizei in der elterlichen Stube miterleben müssen.

Der Nervenkitzel des Abenteuers

St.Gallens linke Szene war damals klein, aber aktiv. Man organisierte Kundgebungen und Solidaritätsanlässe, agitierte bei den Arbeitslosen, verkaufte die «Arbeiter Illustrierte Zeitung»,

zog sonntags mit Flugblättern und Broschüren von Haus zu Haus und traf sich in Hinterzimmern zu politischen Sitzungen. Eine wichtige Stütze dieser Szene war der Kommunist und Spengler Albert Scheurer. Er war stadtbekannt, weil er Anfang der dreissiger Jahre als Verteidiger beim FC St.Gallen spielte. «Schüri» unternahm mit Gleichgesinnten nächtliche Touren zum deutschen Konsulat, das er mit Anti-Nazi-Parolen («Rettet Thälmann!») bemalte. Auch Karl Zürcher, der die Jungsozialisten präsidierte, war eine bedeutende Figur. Wagner erinnerte sich, wie ihn Zürcher 1938 nach dem Anschluss Österreichs ans Nazireich fragte, ob er sich nicht für Botengänge nach Vorarlberg zur Verfügung stellen wolle. Im Nachbarland war seit 1934 eine austrofaschistische Regierung an der Macht, die jegliche Opposition unterdrückte. Die Kommunistische Partei war verboten. Die «Revolutionären Sozialisten», wie sich die Vorarlberger Sozialdemokraten damals nannten, mussten ihre Publikationen und Schriften bei der St.Galler «Volksstimme» drucken und über die Grenze nach Hause schmuggeln.

Zürcher hatte selbst als Kurier und Verbindungsmann zu Vorarlbergs antifaschistischen Kreisen fungiert, bis er beim Bregenzer Bahnhof verhaftet wurde. Danach wurde ein Grenzübertritt für ihn zu gefährlich. Niklaus Wagner war der ideale Ersatz als Kurier – jung, unauffällig und bei den Grenzwächtern unbekannt. Er wurde mit neuen Kleidern ausstaffiert und auf Botengänge nach Bregenz geschickt. «Ich konnte den Zug und das Taxi nehmen und erst noch zu Mittag essen – alles bezahlt», erzählte er. Für ihn als jungen Mann waren diese Politaufträge immer auch mit dem Nervenkitzel des Abenteuers verbunden.

Das Glück auf seiner Seite

Rund ein Dutzend Mal überquerte er die Grenze im Rheintal, ohne dass jemand Verdacht schöpfte. Wagner musste Akten, Berichte und Propagandamaterial nach Bregenz bringen, und er mutmasste, dass sich in den Papieren auch bereits ausgefüllte Tagesscheine für den Grenzübertritt befanden, mit denen Emigranten in die Schweiz gelotst werden konnten. Wagner selber hat mit einer Ausnahme nur indirekt Fluchthilfe geleistet, das heisst keine Flüchtlinge persönlich begleitet. Doch ungefährlich war das Ganze auch so nicht. Ein erstes Mal fiel Wagner auf, als er in Bregenz die Nazifahne nicht grüsste und deshalb angehalten wurde. Ein zweites Mal wurde es brenzlig, als er am Zoll gefilzt wurde und man bei ihm einen Maibändel im Jackett fand, der ihn als potenziellen Linksaktivisten erkennen liess. Die gefährlichste Situation war jedoch eine Razzia der SA bei der kommunistischen Aktivistin Franziska Vobr. Sie war in Bregenz das Zentrum des informellen Netzwerks des oppositionellen Untergrunds. Auch Wagner stand mit ihr in Kontakt und konnte bei ihr in der Dachkammer übernachten. Er schilderte den Vorfall so: «Mitten in der Nacht hörte ich einen fürchterlichen Lärm, SA-Leute schrien herum. Weil ich in der Mansarde war, bemerkten sie mich nicht. Am nächsten Morgen sah ich die Zerstörungen im Zimmer: Das Mobiliar war kaputt, die Türschwelle weggerissen. Es sah wüst aus. Nur das Bild von Victor Adler an der Wand liessen sie hängen, wahrscheinlich, weil sie nicht wussten, wer das war.» – Adler war der Begründer der österreichischen Sozialdemokratie.

Ebenfalls Glück hatte Wagner, als er Franziska Vobr mit einem ausgeliehenen Ruderboot eines Fischers aus Hard via Altenrhein in die Schweiz und später wieder zurück brachte. «Das war tollkühn. Die Deutschen beobachteten das Gebiet ständig mit dem Feldstecher. Niemand merkte etwas, aber es hätte genauso gut schiefgehen können.» Vobr konferierte in St.Gallen mit Albert Scheurer, man traf sich jeweils im Café Vögeli in der Spisergasse. Eng mit Vobr arbeitete die kommunistische Agentin Melanie Ernst zusammen, die aus Wien stammte. 1936 zog sie zusammen mit Josef Foscht und Tilly Spiegel ein geheimes, von der Komintern finanziertes Transitnetz auf, mit dem von Wien her kommende Spanienkämpfer durchs Rheintal geschleust wurden. Das Netz mit verschiedenen Anlauf- und Kontakstellen hatte bis Ende 1937 Bestand. Als Melanie Ernst in Chur verhaftet, verurteilt und vom Bundesrat ausgewiesen wurde, flog es auf. Auch Niklaus Wagner kannte diese Aktivistin.

Aktivdienst im Antifaschismus

Zwei Kuriergänge führten Wagner nach Deutschland, einer nach Innsbruck. In Lindau musste er einem Ladenbesitzer Dokumente aushändigen und einen Informanten an einem vorbezeichneten Treffpunkt über bevorstehende Aktionen instruieren. In Innsbruck traf er einen Emigranten, den er mit Informationen über mögliche Fluchtwege versorgte. So funktionierte das klandestine, grenzüberschreitende antifaschistische Netzwerk jener Jahre, das viele engagierte Menschen vor dem Konzentrationslager bewahrte. Wer sich eingehender informieren möchte, kann dies in dem 1983 erschienenen Buch «Die unterbrochene Spur» von Mathias Knauer und Jürg Frischknecht tun. Darin ist auch Niklaus Wagner vertreten, der auf wenigen Seiten von seinen damaligen Erlebnissen erzählt.

Als Fluchthelfer war Wagner einer jener Zeitgenossen, die nie die gebührende Anerkennung für ihren Mut und ihr Engagement erhielten, weder von der akademisch-historischen Forschung, welche die antifaschistische Emigration in der Schweiz lange Zeit links liegen liess, noch von staatlichen Stellen. Die Fluchthelfer gerieten erst im Gefolge der Rehabilitierung von Polizeihauptmann Paul Grüninger wieder ins Blickfeld des öffentlichen Interesses. Im Jahr 2004 wurden die Helferinnen und Helfer, die vor und während des Zweiten Weltkriegs wie Grüninger wegen ihres illegal-humanitären Handelns verurteilt worden waren, entkriminalisiert und öffentlich gewürdigt. Personen wie Niklaus Wagner, die im Stillen wirkten und nie mit dem Gesetz in Konflikt kamen, warteten jedoch zeit ihres Lebens vergeblich auf ein offizielles Zeichen der Anerkennung. Es ist daher berechtigt, von einer «vergessenen Generation» zu sprechen. Ihr «Aktivdienst im Antifaschismus» drang nie ins breite Bewusstsein der Öffentlichkeit und ist auch nur schwach im offiziellen schweizerischen Gedächtnis verankert. Heute, im Zuge nationalkonservativer Umdeutungsversuche der Zeitgeschichte, wo patriarchale Demokratieverächter wie General Guisan wieder zu Volkshelden emporstilisiert werden, droht ihnen weiterhin Nichtbeachtung.

Der gewonnene Arbeitskampf

Niklaus Wagner blieb auch nach der Zeit des Zweiten Weltkriegs politisch und vor allem gewerkschaftlich aktiv. Obwohl er nie eine Lehre absolvieren konnte, fand er eine Stelle als Hilfsarbeiter im Kubelwerk der St.Gallisch-Appenzellischen Kraftwerke (SAK). Er musste die Druckrohre vom Gübsensee in den Kubel anstreichen. Dort arbeitete er sich vom Maschinisten zum Schichtführer hoch. In Erinnerung ist ihm geblieben, wie er nach Kriegsende mit Farbe die Parole «Nie wieder Krieg» auf die Fahrbahn der Fürstenlandstrasse schmierte und den Rest des Farbkübels über die Brücke ins Tobel schmiss. In der Strafuntersuchung musste er vor den Kadi, stritt dort aber ab, der Täter gewesen zu sein. Er hatte einmal mehr Glück und kam straflos davon.

Gewerkschaftlich war Niklaus Wagner im VPOD aktiv. In den frühen siebziger Jahren war er Ehrenpräsident der VPOD-Sektion SAK. Dieses Amt wurde ihm zum Verhängnis, indem er nach 25-jähriger Betriebszugehörigkeit die Kündigung erhielt. Wagner liess sich dies nicht bieten und mobilisierte die VPOD-Zentrale mit dem bekannten Ex-Nationalrat Max Arnold an der Spitze. Dieser verlangte eine Rücknahme der ungerechtfertigten Entlassung. Bald erkannte die SAK-Geschäftsleitung, dass ein Einlenken gescheiter war als ein langer Rechtsstreit mit negativer Publizität. Wagner wurde in der Folge wieder eingestellt und arbeitete bis zur Pensionierung als Kontrolleur und Zählerableser in den Kantonen St.Gallen und Appenzell. So blieb ihm auch im Berufsleben nicht viel erspart. Vielleicht waren es ja gerade der Kampf und die Hoffnung auf eine gerechtere Gesellschaft, die ihn jung bleiben liessen. Niklaus Wagner starb am 30. November in seinem Heim in Mörschwil. ◆

Das Versprechen der Regierung

Wie jeden Morgen, ändert sich gegen sechs Uhr die Geräuschkulisse. Ich liege im Bett und lausche. Versuche möglichst viele einzelne Geräusche ihrer Quelle zuzuordnen. Zweifelsfrei gelingt es mir nur bei den hupenden Autos. Von weit her höre ich das dumpfe Brummen und Stampfen einer schweren Maschine. Die Stadt erwacht. Aber eigentlich stimmt das nur bedingt. Denn chinesische Städte schlafen nicht. Ständig wird gebaut, gehämmert, geschweisst und gearbeitet – rund um die Uhr, sieben Tage die Woche. Nach Einbruch der Dunkelheit werden die Geräusche nur langsam weniger, verdichten sich zu einem leisen und stetigen Surren, das sich in der Nacht wie ein feiner Teppich über die Stadt legt. Und dann, morgens um sechs, wird aus dem leisen Surren ein Brummen, ein lautes Klick-Klack von Metall, ein stetiges Hämmern, Schlagen, Bohren und Sägen. Dieser Ort mit seinen tausend Geräuschen, das ist Xi'an, die Stadt, in der ich seit gut drei Monaten lebe.

Xi'an, eine knapp acht Millionen Einwohner zählende Grossstadt in Zentralchina, ist wie alle chinesischen Städte seit ein paar Jahren einem enormen Wandel unterworfen. Eine rasch wachsende Bevölkerung, steigende Preise, knapper Wohnraum und eine schwer zu bändigende, wirtschaftliche Dynamik, sind nur einige der momentanen Probleme. Die vielen grossen und kleinen Veränderungen im Stadtbild und die damit einhergehenden Herausforderungen, lassen sich fast nirgends so gut beobachten wie in dem Viertel, in dem sich mein Appartement befindet: in Qujiang.

Gigantische Dimensionen

Qujiang liegt im Südosten von Xi'an. Bis vor ein paar Jahren gab es hier nichts als ein paar Felder, die von den Bauern der umliegenden Dörfer bestellt wurden. 1993 beschloss die Lokalregierung der Provinz Shaanxi den Ausbau der modernen Stadt Xi'an mit bester Infrastruktur, Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten. Ursprünglich war hierfür ein Gebiet von rund fünfzehn Quadratkilometern vorgesehen. Bei Baubeginn 2003 beschloss die Regierung, das Gebiet auszudehnen. Heute umfasst Qujiang eine Fläche von 47 Quadratkilometern. Knapp ein Fünftel grösser als die Fläche St.Gallens. Die Dimensionen eines solchen Projekts sind nur schwer vorstellbar. Alles hier scheint gigantisch, allein in den ersten Jahren nach Baubeginn wurden neue Strassen mit einer Gesamtlänge von 24 Kilometern gezogen. Und es sind nicht einfach irgendwelche kleinen Verbindungsträsschen, sondern meist mehrspurige Verkehrsachsen und chice, breite Quartierstrassen, zu beiden Seiten mit Bäumen und allerlei Sträuchern bepflanzt. Entlang dieser Strassen entstehen riesige Hochhäuser, Appartementblocks mit tausenden von Wohnungen. Egal wohin man blickt, überall wird gebaut, werden Gruben ausgehoben, Fundamente gelegt, neue Wohnblöcke hochgezogen.

Ständig teurer

Um mein Quartier zu erkunden, bin ich heute mit Zhang Lu zu einer Fahrradtour verabredet. Lu, eine 29-jährige Chinesin, hat noch bis vor ein paar Jahren in einem der sogenannten Dörfer gelebt. Diese Siedlungen lagen als eigene, in sich geschlossene Einheiten ausserhalb der Stadt und wurden durch die stete Ausdehnung des Stadtgebiets irgendwann umschlossen. In den meisten dieser Dörfer gibt es allerdings bis heute funktionierende Dorfgemeinschaften, und auch die Namen sind geblieben. Aber Zang Lu's Dorf ist der Entwicklung zum Opfer gefallen. Wo einst ihr Zuhause war, stehen jetzt Hochhäuser. Die neuen Mietpreise kann sie sich nicht leisten und so ist sie in einen anderen Stadtteil umgezogen und pendelt nun jeden Morgen mit dem Fahrrad zur Arbeit.

Die Situation auf dem Wohnungsmarkt macht vielen Chinesen Sorgen. Fast monatlich steigen die Preise für Miet- und Eigentumswohnungen, erzählt mir ein Bekannter von Zhang Lu. Der Kauf einer eigenen Wohnung ist noch immer der Traum vieler Chinesen, doch für viele ist er in weite Ferne gerückt. Zumal die Löhne seit Jahren praktisch stagnieren oder nur unmerklich steigen. Trotzdem ist Zhang Lu nicht verbittert. Wie viele andere sieht sie in dieser Entwicklung eine Notwendigkeit. Schliesslich müsse die Regierung auf die wachsende Bevölkerung und den damit einhergehenden Wunsch nach verbesserter Infrastruktur reagieren. Irgendwann, so hofft sie, werden dann auch die Löhne steigen.

Eine Welt, die bewohnt sein will

Als wir losfahren, steigt die Sonne langsam aus dem morgendlichen Dunst und das erste Licht des Tages legt sich wie ein sanfter Schleier über Dächer und Bäume.

Überall sind Strassenfeger am Werk. Mit langen Bambusrohren, an deren Enden Bündel von Reisig festgebunden sind, wischen sie die Trottoirs frei von Laub und Staub. Grosse Tanklastwagen voll mit Wasser, drehen ihre Runden, befeuchten die Strassen mit Wasser, schwemmen Staub und Dreck in Gullis und Abflussrinnen. An vielen Strassenecken hocken Arbeiter mit ihren Werkzeugen in kleinen Gruppen beisammen. Sie hoffen, dass irgendwann ein Vorarbeiter mit einem Lastwagen vorfährt und sie für einen Tag, oder vielleicht sogar länger, auf einer Baustelle Arbeit finden. Fussgänger sind praktisch keine zu sehen, überhaupt wirkt alles ausgestorben und leer. Wie eine künstliche, auf dem Reissbrett entworfene Traumwelt, deren Erfinder nicht daran gedacht haben, dass eine Welt auch bewohnt sein will.

Unser erstes Ziel ist das Tang-Paradies. Eine gigantische Parkanlage, mit zwei künstlichen Seen, die jedes Wochenende Ausflugsziel für Tausende Chinesen ist. Jetzt ist noch nichts los. Nur die Enten beginnen aufgeregt zu quaken, als wir vorbeifahren. Den ganzen Morgen fahren wir durch die Strassen Qujiangs und ich verliere mit der Zeit die Orientierung. Wir fahren ziellos umher, halten immer mal wieder an, um in tiefe Gruben zu blicken oder den Arbeitern zuzuschauen, wie sie flink und scheinbar mühelos über dünne Stahlgerüste balancieren.

An Mauern und auf grossen Tafeln hängen riesige Plakate. Bilder, wie es künftig hier aussehen soll, Bilder einer besseren, moderneren und glücklicheren Zukunft – zumindest nach dem Verständnis der Regierung.

«Modern Life District»

Unsere Rundfahrt endet bei der grossen Wildgans-Pagode. Die Pagode, im siebten Jahrhundert erbaut, die riesige Parkanlage rundherum und die zahlreichen Restaurants, Einkaufszentren und kleinen Boutiquen bilden das eigentliche Herzstück von Qujiang.

Unser Ziel sind nicht die Modeläden und Shopping Malls, sondern ein kleines Viertel, vielleicht zwei Häuserblocks breit, das nur einen Steinwurf entfernt von all den überteuerten Restaurants und dem grellen Licht der Neonreklamen liegt und ganz still der Modernisierung trotzt. Hier leben die Menschen auf engstem Raum, Familien verdienen sich mit kleinen Nudelimbissen oder Kiosken ihren Lebensunterhalt. Die Strässchen bieten keinen Platz für Autos, auf ihnen spielen Kinder Fussball, jagen einander hinterher; es werden Früchte, Gemüse und Eier verkauft. Wie lange wird dieses Viertel noch existieren? Was geschieht mit diesen Familien, wenn ihre Häuser weichen müssen?

Als wir aus den schmalen Gässchen wieder hinausgelangen, sehen wir auf der gegenüberliegenden Seite der Hauptstrasse ein riesiges, eben erst fertiggestelltes Kaufhaus. An der Fassade hängt ein Plakat. Darauf steht der Satz: «Qujiang – The First Modern Life District in Xi'an.» Das ist der Deal, das ist das Versprechen. Und es besteht kein Zweifel, dass die Regierung alles tun wird, dieses Versprechen bald einzulösen.

JULIAN SONDEREGGER,
1980, studiert für ein Jahr in Xian, China.

Bild: Julian Sonderegger